

den Staaten zum Schutze und zur Verfolgung ihrer Rechte nur Selbsthilfe also zuletzt Krieg übrig. Indem aber durch diesen die Entscheidung lediglich von der Macht und dem Zufall abhängig gemacht wird, so ist dieses Mittel als an sich durchaus vernunftwidrig und wegen des unfäglichen Jammers, den es über Unschuldige verbreitet, als eine Geißel der Menschheit und als eine nur in der Unvollkommenheit der menschlichen Zustände begründete Nothwendigkeit anzusehen, die das Völkerrecht ganz zu beseitigen und einstweilen möglichst zu lindern bemüht sein muß. Wenn auch die Kriege durch den furchtbaren Ernst, womit sie in alle Lebensverhältnisse zerstörend eingreifen, zur Abhärtung, Prüfung und Läuterung der Völker, zur Entwicklung ihrer Kräfte, zur Erweckung und Stärkung der nationalen Gesinnung, ja selbst zu einer gehobenen religiösen und sittlichen Auffassung des Lebens beitragen: so reicht dieses doch, um den Krieg, wie viele meinen, zu einem nothwendigen Stück der Weltordnung zu erheben, nicht hin, und es wäre um die Verbesserungsfähigkeit der Menschheit schlecht bestellt, wenn nicht zuletzt durch die Macht der Menschlichkeit und Religion dieselben Wirkungen erzielt werden könnten. Wenn sich auch die Idee eines dauernden Weltfriedens vielleicht nie ganz verwirklichen wird, so begrüßen wir doch den friedensfreundlichen Antrag des englischen Abgeordneten Richards, indem bei gehöriger Verwirklichung seines Antrages durch Einführung eines allgemeinen völkerrechtlichen Schiedsgerichtes der Krieg doch viel seltener werden wird, womit man dem Ziele eines dauernden Weltfriedens schon bedeutend näher rückt. Unser kleines Vaterländchen ist gegenwärtig die einzige und wahre Friedensinsel Europa's, und gewiß liegt in unserer gänzlich unbewaffneten Stellung mehr Macht, als wenn wir einige Duzend Soldaten mit Pulver und Blei paradieren lassen müßten. Ein Kind, das sich nicht verteidigen kann, ist am sichersten vor dem Angriffe; und unser unbewaffnetes Ländchen ist anderen Staaten gegenüber in dieser Hinsicht auch ein Kind. Möge unser Zustand noch lange währen und der Vater Rhein nebenbei jedoch uns nicht meuchlings überfallen. Und wenn einst unser kleines Staatsleben in einem größeren aufgehen sollte, dann möge der allgemeine Weltfriede das große Weltthal überschatten. Schöne Ideen das, aber es verwirklichen sich eben nicht alle. Vorderhand wollen wir unbemerkt und zurückgezogen in unserm kleinen Ländchen fortleben und fortarbeiten. Wir wollen nicht, daß das Ausland viel von uns redet, wir sind nicht ehrgeizig. Schiller sagt ja zu unserem Troste: Woran erkenn' ich den besten Staat? Woran du die beste Frau kennst: Daran mein Freund, daß man von beiden nicht spricht.

**Deutschland.** Die „Dresdener Nachrichten“ schreiben: Die Cholera (es läßt sich das nicht länger verschweigen) gewinnt in der Umgegend Dresdens an Verbreitung. Die Dör-

fer Gorbiz, Wölfnitz, Buxterwitz, Löbtau u. stellen dem unheimlichen Gaste aus Asien ein nicht unbeträchtliches Kontingent von Opfern, und nicht weniger als 50 Prozent der Cholerafälle verlaufen mit tödtlichem Ausgange.

**Oesterreich.** Für die Arbeiterwelt Oesterreichs stehen dunkle Tage bevor. Ueberall Entlassungen! „Die Noth steigert sich von Tag zu Tag, schreibt der „Volkswille,“ und während für die „bedrängte Börse“ Millionen und Millionen gezeichnet werden, sieht man das arbeitende Volk verlassen von der ganzen Gesellschaft, für die es gewirkt und geschaffen. Es wäre ja gegen die „wirthschaftliche Freiheit,“ d. h. gegen die Herrschaft des jesselfreien Kapitals, würde der Staat zu Gunsten der Arbeiter eintreten.“

Aus Klagenfurt theilt man der „Presse“ am 29. Juni folgende Geschichte mit: „Einem Zimmermann kam heute die furchtbare Idee, sich auf eine bisher noch nicht dagewesene gräßliche Weise das Leben zu nehmen. Er trank nämlich seine Kleider mit Petroleum und zündete hierauf sich selbst mit einem Zündhölzchen an. Der Unglückliche stand sogleich in Flammen eingehüllt, sein Schmerzgebrüll war schauerhaft. Als derselbe dem allgemeinen Krankenhause übergeben wurde, war die Haut verkohlt und erfolgte der Tod des Selbstmörders in kurzer Zeit, ohne daß derselbe, scheinbar wenigstens, noch zur Besinnung gelangte oder Schmerzáußerungen machte.

Die Wiener Weltausstellung wurde im Monat Juni von 1,216,118 Personen besucht, darunter 684,056, welche den jeweiligen Tagespreis entrichtet haben — unter diesen haben 179,151 Personen den Preis von einem Gulden und 504,005 Personen den Preis von 50 Kreuzern erlegt. Der Ertrag an vierzehn „Fünfszig-Kreuzer-Tagen“ kommt der Summe von 252,002 Gulden gleich, gegenüber dem Erlöse von 179,151 Gulden an sechzehn „Gulden-Tagen.“ Die tägliche Durchschnittsziffer beträgt 40,537 Besucher, worunter 22,802 Personen die den vollen Tagespreis entrichtet haben.

**Frankreich.** Der Schah von Persien, von dem die Zeitungen so viel reden, ist auf seiner europäischen Rundreise nun auch nach Paris gekommen. Der überschwänglich pomphefte Empfang, der diesem morgenländischen Fürsten in Berlin und London bereits zu Theil wurde, hat die Franzosen veranlaßt, alles Mögliche aufzubieten, damit der Asiat von der grande Nation, der Blume des Abendlandes einen richtigen Begriff erhalte. So hat der Stadtrath von Paris 130,000 Fr. und die Nationalversammlung 350,000 Fr. für einen würdigen Empfang des Schah von Persien bewilligt, wofür ganze Nacht-feste und großartige Illuminationen in Paris angeordnet werden.

Die Wiener „Presse“ bringt über diesen erlauchten Reisenden u. A. eine Schilderung, wie sich seine persische Majestät an der kaiserlichen Tafel in Berlin gerirte. Hier nahm sie mit

Conrad ergriff mit sittigem, zierlichen Anstande Rosa's Arm, Reinhold und Friedrich schritten ganz unmutig hintenher. Die Leute, denen sie begegneten, blieben stehen und schauten ihnen nach, indem sie sprachen: „Ei seht nur, seht, das ist der reiche Küper Thomas Martin, mit seinem holden Töchterlein und seinen wackeren Gefellen! Das nenn' ich mir hübsche Leut!“ —

Wie Frau Martha mit Rosa von den drei Gefellen sprach. Konrad's Streit mit dem Meister Martin.

Junge Mägdelein pflegen wohl alle Lust des Festtages erst am andern Morgen sich so recht durch Sinn und Gemüth gehen zu lassen, und diese Nachfeier dünkt ihnen dann beinahe noch schöner, als das Fest selbst. So saß auch die holde Rosa am andern Morgen einsam in ihrem Gemach, und ließ, die gefalteten Hände auf dem Schooß das Köpfchen sinnend vor sich hingeneigt, Spindel und NätHEREI ruhen. Wohl mocht' es sein, daß sie bald Reinhold's und Friedrich's Lieder hörte, bald den gewandten Konrad sah, wie er seine Gegner besiegte, wie er sich von ihr den Preis des Siegers holte, denn bald sumimte sie ein paar Zeilen irgend

eines Liedleins, bald lispelte sie: meinen Strauß wollt Ihr? und dann leuchtete höheres Roth auf ihren Wangen, schimmerten Blitze durch die niedergesenkten Wimpern, stahlen sich leise Seufzer fort aus der innersten Brust. Da trat Frau Martha hinein und Rosa freute sich nun, recht umständlich erzählen zu können, wie alles sich in der St. Katharinenkirche und auf der Allermiese begeben. Als Rosa geendet, sprach Frau Martha lächelnd: „Nun liebe Rosa, nun werdet Ihr wohl bald unter drei schmucken Freiern wählen können?“ „Um Gott,“ fuhr Rosa auf, ganz erschrocken und blutroth im Gesicht bis unter die Augen, „um Gott, Frau Martha, wie meint Ihr denn das — ich! — drei Freier?“ „Thut nur nicht so,“ sprach Frau Martha weiter, „thut nur nicht so, liebe Rosa, als ob Ihr gar nichts wissen, nichts ahnen könntet. Man müßte ja wahrhaftig gar keine Augen mehr haben, man müßte ganz verblendet sein, sollte man nicht schauen, daß unsere Gefellen, Reinhold, Friedrich und Konrad, ja daß alle drei in der heftigsten Liebe zu Euch sind.“ „Was bildet Ihr Euch ein Frau Martha,“ lispelte Rosa, indem sie die Hand vor Augen hielt. „Ei“ fuhr Frau Martha fort, indem sie sich vor Rosa hin-